

Gewiß, er hat keine blutige Tat mit Kolben und Bajonett vollführt, aber bei manchem Sturmloch ist er dabei gewesen und hat zum Angriff geblasen. Und wie er geblasen hat!

Daheim in seinem Dorfe erzählen sie jetzt ein Geschichtlein von ihm, stolz, die es berichten, lachend, die es hören.

Ja, der Hirschschreier, der hat alleweil seinen Schneid und seinen Mutterwitz besessen.

Bei St. Juvin ist's gewesen. Oben im Bergland lag seine Kompagnie in verschanzter Stellung in einem neu aufgeworfenen Schützengraben.

In nächster Nähe die Rothosen. Schüsse sind herüber und hinüber getorkelt und haben keinen getroffen, höchstens sind sie in einen Baumstamm des Gehölzes geschlagen, wo die Deutschen lagen, oder sie irrten über den Flußlauf, der westwärts in den Abend glusterte, und sprangen wie Heuschrecken in die klitschigen Felder vor Grandpré.

Wie Bagmüßig eines verdeckten Orchesters schüttelte tagsüber der Kanonendonner der französischen Mitrailleusen und der deutschen Feldhaubitzen herüber.

Der Hirschschreier lag mit seinen Leuten im Graben, schimpfte, daß so wenig geschossen wurde, daß es nicht weiter ginge und daß er selbst kein Gewehr hatte. Blasen durfte er auch nicht.

Das mochte der Teufel aushalten!

In den letzten beiden Tagen war es vor ihnen unruhiger gewesen, ohne daß man vom Feind selbst etwas sah. Aber da stimmte etwas nicht. Ob die Pious rausbekommen hatten, daß ihnen bei St. Juvin nur wenige Kompagnien gegenüberlagen?

Es sollte Patrouille gegangen werden. Der erste, der sich meldete, war der Toni. Er mußte schon bitten, daß sie ihn mitließen. Die beiden anderen, die mit ihm gehen sollten, entledigten sich aller unnützen Gegenstände. Einige Patronen in die Tasche, das Gewehr am Riemen über die Schulter. Fertig. Nur keinen Ballast.

Der Toni sollte seine Trompete zurücklassen.

Nein, nie!

Aber er schob sie in den regensicheren Überzug. So würde sie ihn nicht durch ihren Glanz verzeaten können. Und dann los!

Ohne Laut verschwand die drei in der Nacht. Nach einer Strecke blieb der erste zurück, nach doppelter Entfernung der zweite. So hielten sie die Verbindung mit dem eigenen Schützengraben.

Der Hölzer-Toni kroch allein auf allen Vieren weiter.

Zur Halbrechten schob sich ein Buschwerk in den matten Glanz des Flusses. Dort mußte er hin. Dort würde er das ganze Tal überblicken können. Die Nacht war kalt, klebend und saugend der durchnäste Boden.

Wie im Harze ist das, dachte der Hirschschreier. Und ihm war's, als kroche er daheim im Dickicht herum, um sich einen Platz zu suchen, wo er ungestört seine Gießkanne blasen konnte.

Aber nein, aufpassen jetzt.

Noch fünfzig Meter bis zum Buschwerk. Er hörte Stimmen. Er verdoppelte seine Vorsicht. Er kam dem Feinde leicht in die linke Flanke.

Und da der Strauch!

Langsames Hineinschieben des Körpers. Warten. Horchen.

Der Feind schien sicher zu sein.

Der Hölzer-Toni richtete sich auf und spähte um sich. Verdamm't!

Hinter dem Erdwall, hinter dem das Gelände gemach zum Flußbette abfiel, standen französische Reserven in eifriger Vorbereitung. Ob sie einen Angriff unternehmen wollten?

Dort zog sich der französische Schützengraben entlang. Kein Mann rührte sich darin. Eine halbe Stunde mochte der Toni auf seinem Beobachterposten gewesen sein und dachte schon ans Zurückgehen, da sah er plötzlich, daß auch nordwestlich des Berglandes Truppen herandrückten. Nun war er in der Falle. Zurückkommen, ohne bemerkt zu werden, war ausgeschlossen. Also bleiben. Verdamm't, das war ungemütlich.

Und hier ging ein Angriff gegen die Kompagnien in Szene, den er nicht verhindern konnte. Bis zum deutschen Schützengraben waren es 2000 Meter. Links und rechts von ihm waren feindliche Truppen.

Und jetzt begannen sie vorzurücken, sich zu entwickeln, Anschluß aneinander zu suchen.

Lautlos ging das alles zu.

Und jetzt war der Toni hinter der feindlichen Front, die sich langsam gegen St. Juvin vorschob.

Ob er schießen sollte?

Kaum würde er etwas damit erreichen. Was sagte ein einzelner Schuß? Das war doch nichts Ungewöhnliches. Rufen? Schreien?

Die Trompete!

Und ein grimmiges Lachen ging über Tonis bartstoppeliges Gesicht.

Die Trompete!

Die Hälfte des Weges mochten die Pious hinter sich haben. Er konnte keinen mehr von ihnen sehen. Sie ihn also auch nicht.

Und die Signale kannte er, die deutschen und — die französischen.

Ein Gedanke, das! Die Trompete heraus, das Mundstück mit dem Daumenballen abgewischt, angefeßt.

Hell ging das Signal zum „Halten“ durch die Nacht. Langgezogen die einzelnen Töne.

Er hatte es mehrmals von den Pious so gehört.

Er setzte ab, wartete.

Kein Laut vor ihm.

Da endlich aus der Ferne ein anderes Signal.

Verfluchte Kiste.

Noch einmal.

Wieder das französische Signal.

Ein Trompeter nahm es auf.

Die mochten sich wundern! Ob sie tatsächlich auf die List hereinsiefeln? Er blies ja hinter ihrer Front.

Da, Schüsse preschten auf. Die im Schützengraben hatten es gehört und aufgepaßt.

Gott sei Dank!

Vor dem Hölzer-Toni wurde es lebendig. Zwischen dem Plankern der Schüsse hörte er Schritte und Tritte.

Er hatte seine Leute gerettet. Ihn faßte der Übermut. Und da blies er den langsam zurückgehenden Feinden einige deutsche Angriffs Signale entgegen, als ob Infanterieregimenter heranrückten und Husarschwadronen die Lanzen schon zur Attacke gefaßt hätten.

Die Harzbauern erzählen ja nun allerdings, daß der Toni die ganze Bagage in die Flucht gejagt habe, so sehr habe sie sich über den unermuteten Feind erschreckt. Der Toni hat es jedenfalls nicht behauptet.

Unter einigen, durch die Gegend schwirrenden Schüssen ist er teuflisch schnell zurückgelaufen und hat glücklich den Waldrand erreicht. Und die Franzosen haben am Ufer gestanden und nicht gewußt, ob sie angreifen, stehenbleiben oder zurückgehen sollten. Vielleicht ständen sie heute noch da, wenn der Toni, der alte Hirschschreier, ihnen nicht selbst seine List verraten hätte, denn als es wieder stiller um St. Juvin geworden war, blies er als Gruß nach dem Flusse herüber den „Pariser Einzugsmarsch“.

Ja, er hatte eine sinnige, deutsche Seele, der Hirschschreier.

Eine Frauenreise im Kriegsgebiet der Ostfront.

Von unserer Sonderberichterstatlerin.

(Nachdruck verboten)

II.

Nach den Heldenfriedhöfen galt unser Besuch. Doll ernstesten Gedanken schritt ich durch die stillen Reihen der sorgsam gepflegten Hügel, las die Namen an den schlichten Kreuzen und strich leise über das Immergrün, den Ephen, die die stillen Schläfer deckten. Die schönsten Plätze, meist auf Anhöhen oder am Waldestrand, hat treuer Kameradensinn ausgewählt, um den Gefallenen die letzte Heimstatt würdig zu bereiten, und weit schweift von da der Blick in das Land hinüber über Täler und Höhen und endlose Brachflächen. In unbewegtem, spiegelglatten Lauf windet sich ein Fluß durch knospendes Erlengebüsch, ein Fluß mit einem schwer klingenden Namen, der an alte litauische Volksgefänge mahnt, oder es blüht in der Ferne das gleiche Band von Strömen, deren Namen durch die Kämpfe, die sich an ihren Ufern abspielten, uns nur zu bekannt geworden sind. Weit draußen im Gelände aber sieht man andere Friedhöfe liegen, ihre weißen Birkenblätter leuchten auf im Schein der Frühlingssonne, scharf hebt sich die Kinde ab von dem dunklen Hintergrund der Bäume, unter deren Schutz die Hügel aufgeschichtet sind. Soweit es irgend möglich war, sind die deutschen Gefallenen und auch die meisten russischen auf gemeinsamen Friedhöfen vereint, besonders die in Einzelgräbern bestatteten, deren letzte Ruhestätte durch Sumpfboden, am Straßenrand oder inmitten die bestellbaren Acker zerstörenden Einflüssen ausgesetzt sein könnten, wurden umgehettet. Eine besondere Kommission der großen Generalinspektion, bei der wir zu Gast waren, ist damit betraut, diese Aufgabe zu erfüllen, aber auch Sorge dafür zu tragen, daß die Grabstätten und Kruze dauerhaft und würdig gestaltet und monumentale Ehrenzeichen von Künstlerhand auf diesen Heldenfriedhöfen errichtet werden.

Eines der besten und eindruckvollsten Ehrenmale dieser Art sah ich auf dem schönen, hochgelegenen Friedhof D., am Ufer des Flusses mit dem schwermütigen litauischen Namen. Ein gedrungener Turm ist es, aus Granitquadern geschichtet, auf seiner flachen Kuppel hockt ein Adler mit trauernd gespreizten Flügeln, wachsam äugt er in das weitgedehnte Land. Auf glatt poliertem blanken Stein liest man die schlichten Worte: „Unseren Helden“. Mit uns standen blutjunge Krieger, die braunen Gesichter vom Stahlhelm bedeckt, Spuren des Schützengrabens noch an den sauber gebürsteten Uniformen, ernst und sinnend vor dem Ehrenmale. Sie waren gekommen, einen Kameraden zu bestatten, den der Tod am Morgen aus ihren Reihen riß. In der Ferne rollten dumpf die Geschütze, um uns sangen die Vögel, strahlende Mittagssonne spielte auf dem Metall ihrer Gewehre, daß sie flimmerten und blinkten, als sollte dieses Glänzen ein abschiednehmender Waffengruß bedeuten.

Der Feldgeistliche sprach, schwer fielen die Erschollen auf den weißen schlichten Sarg, mit ihnen die Waldblüten, die wir trugen. Ein verhaltener Befehl des Vorgesetzten, klirrend präsentierten die Kameraden das Gewehr — letzte Ehrung. Stumm wandten sich die jungen Feldgrauen und schritten dem Leben, dem Kampf wieder entgegen, dorthin, wo die Geschütze rollten. Um uns aber sangen die Vögel weiter ihr Lied vom Frühling und jungem Werden, gaulend umstrichen sie den trauernden Adler auf hohem Stein, um den dunkel, schwer und doch ein Sinnbild unentwegten Hoffens sich hohe Tannen im leichten Winde neigten.

Aber nicht nur ernste Bilder zogen an uns vorüber, auch sprühende, heiterste Lebenslust. Eine Fliegerabteilung sollten wir kennen lernen. Auf dem weiten Flugplatz stand bereits das schicke Fahrzeug bereit, uns die Kunst unserer lebenswürdigen Gastgeber zu zeigen.

„Möchte eine der Damen nicht mitfahren?“ Wir mochten wohl — aber wir dachten nicht. Unsere sonst so geduldigen und alle Wünsche gern berücksichtigenden Herren Führer wurden plötzlich gedämpft, aber nicht minder nachdrücklich, energisch. Alle „hochfliegenden“ Wünsche mußten daher schleunigst unterdrückt werden. Aber auch das Zusehen war ein Genuß. In prachtvollem Abflug stieg das schlanke Fahrzeug auf, in kühnen Wendungen sammelte es sich in schwindelnder Höhe, Maschinengewehrfeuer knatterte, dann einige Runden und in glänzender Landung, die den Sachverständigen ein anerkennendes „Donnerwetter“ entlockte, glitt, rollte und stand das schicke Flugzeug wieder vor uns. Die zweite Einladung: „Darfen wir die Damen zum Tee bitten?“ war uns gestattet, anzunehmen. Sie stand auf dem Programm und hätte auch sonst wohl das Verantwortungsgedankensgefühl unserer Führer nicht zu schwer belastet. Also wir wandten uns, neuer, diesmal materieller Genüsse harrend, dem Walde zu, da stand groß und breit schultrig-überlebensgroß ein Ruffe am Weg, mit grimmem Bar und drohenden Augen. Aber höflich hob er die Hand zum militärischen Gruß, etwas ruckweis, man muß es zugeben — folgte er nicht so sehr dem eigenen inneren Triebe, sondern dem herben Zwang von Feindeshand. Kein Geringerer als der einstmalige hochwürdige Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch unseligen Andenkens war es, den die übermütigen jungen Herren hier in Lebensgröße und Porträtähnlichkeit aufgestellt hatten, ihre Gäste zu begrüßen. Würdevoll hob und senkte sich die elegant behandschuhete Hand wieder und immer wieder, und nur ein unscheinbarer Draht, eine Bude, aus der das schmunzelnde Gesicht eines Feldgrauen lugte, ließen ahnen, welche bittere Notwendigkeiten dem hohen Herrn Höflichkeit gegen die „Barbarinnen“ auferlegte. Dann aber kletterten wir in geheimnisvolle Schuppen, lernten die verschiedenen Arten von Flugzeugen kennen, — hörten von Bomben und anderen Zerstörungsmitteln und sahen nach diesem Kriegslehrgang dann friedlich in dem schmucken Kasino, tief im Walde, wo lustige Wandbilder Zeugnis davon gaben, daß in diesen Räumen frohe Jugend ihr Heim aufgeschlagen hat. Geschlemmt haben wir nicht, auch das will ich verraten, zierliche Kommissbrotchnitten und „Heldenfett“ waren die hochwillkommene Zukost zur „Casse Tee“, die sich in Kaffee verwandelt hatte. Man geht durchaus fehl, wenn man annimmt, daß „draußen“ der Lebensmittelverbrauch nicht gleichfalls unter der Aufsicht gestrenger Obrigkeit steht. Sowohl für Offiziere als Mannschaften ist die Verpflegung in ähnlicher Weise „rationiert“ wie in der Heimat, und selbst bei den höchsten Stäben erhält jeder Herr sein knapp abgemessenes Ackerchen Butter. Ich erinnere mich sogar, daß bei einer der Mahlzeiten, zu denen wir geladen und an der ein königlicher Prinz teilnahm, die bedienende Ordonnanz jedem Tischgenossen zuflüsterte: „Ein Stück Fleisch und drei Kartoffeln sind zuständig.“ Dankbar erinnere ich mich auch der Bevorzugung, die uns Damen dadurch zu Teil wurde, daß uns im gleichen Kreise die Süßspeise, die es übrigens nur an einem Tage der Woche gibt, auf besondere Anordnung Seiner Erzellenz zweimal gereicht wurde. Die Herren, auch der Prinz, mußten zusehen, wie es uns gut schmeckte.

Über die Gastfreundschaft, die uns überall in herzlichster Weise geboten wurde, ließen sich Spalten schreiben. In jeder Stadt, in jedem Ort offenbarte sie sich in neuer, eigenartiger Form, immer wieder wurden uns andere liebenswürdige Überraschungen zu Teil, wurden uns sorgsam ausgewählte Gastgeschenke mit auf den Weg gegeben.

Anfangs waren wir überrascht, beschämt — dann aber lernten wir diese Feldgrauen Männer verstehen, erkannten, daß es Sehnsucht war, die diesem Frohsinn zu Grunde

lag. „Sie bringen uns die Heimat,“ hieß es, wenn wir unserem Dank Ausdruck gaben. „Sie wissen nicht, was es für uns bedeutet, deutsche Frauen in unserem Kreise zu sehen.“ Nein, wir wußten es nicht, durften es nur ahnen, wenn die Gläser zusammenklangen auf das Wohl der Frauen in der Heimat. Die eben noch so heiteren Männer wurden still und ernst, ein kurzes Schweigen setzte ein, das lauter als Worte den Gedanken Ausdruck gab, die in diesem Augenblick weit über die Lande zogen in das ferne Heim, zu Gattin und Braut. Dann aber setzte die Musik wieder ein: „In der Heimat, in der Heimat da gibts ein Wiedersehen!“ — Grüße, viele Grüße sollen wir den Frauen in der Heimat bringen, — mögen diese Zeilen sie in das Land tragen!

Und wieder ein anderes Bild. Auf einem großen, trotzdem unscheinbaren Bahnhof, dem Kreuzungspunkt mehrerer Bahnlinien, kamen wir an.

Durch das weite polnische Land hatte uns der Zug getragen — über Brücken, die, von unseren Pionieren erbaut, neben den Trümmern der zerstörten, breite Ströme überspannten. Zerschossene Häuser, verbrannte Orte, Wald, Ebene hatte im schnellen Wechsel unser Auge gestreift. Nun standen wir auf dem Bahnhof N. Mächtern und einformig seine zweckmäßigen Bauten, — Baracken, Rampen, Schuppen, Kriegsgerät aller Art, feldgraue Soldaten — grau in grau. Nur die weiße Fahne mit dem roten Kreuz über einigen dieser Häuser brachte Farbe in die Monotonie ernster Töne. Weiter ging die Fahrt in blitzschnellen Kraftwagen. Vor uns dehnte sich in der Dämmerung, gleich einem hellen Bande, die Kunststraße. Es heißt, sie sei von deutschen Gefangenen im ersten Kriegsjahr erbaut. Mag sein — es war gute Arbeit, nach den Knüppeldämmen, auf denen wir am Morgen über Sumpf und Moor getüftelt und geschüttelt wurden.

Durch Wälder und weite Ebenen ging der Weg, in blutroten Streifen stand die sinkende Sonne zwischen dunklen Wolken. Lichter tauchten in der Ferne auf, Türme, Kuppeln. Die Holzhäuser drängten sich dichter zusammen,

über schlechtes Pflaster holperte der Wagen durch enge Gassen auf den Markt. Massig und dunkel stand in seiner Mitte die Karavanserai, ein rechteckiger, niedriger Bau, von einer Säulenhalle umzogen, keine Verkaufsbuden davor. Ein fremdartiges Bild, das sich noch verstärkte, als am Morgen leuchtende Sonne die Häuser aufglänzen ließ in allen Farben des Regenbogens. Himmelblau und blutrot, maisgelb und spinatgrün hatte der primitivste Geschmack eines der Natur noch nahe stehenden Volkes diese Wohnstätten gefärbt. Wimmelndes Leben brandete um die Stufen ihrer Vorbauten, flutete unter den gedrungenen Säulen der Karavanserai. Rof und Reifige, feldgrau und waffenklirrend, trappten über den weiten Platz, drängten sich durch die Gruppen der Käufer und Verkäufer, an den armseligen Panjewagen vorbei, auf denen trotz des frühlingswettert Männer und Frauen in dicken Tüchern und Pelzen verummelt saßen. In den Türen der winzigen Läden, die eng aneinandergeschachtelt die Säulenhallen füllten, standen in orientalischer Ruhe ihre Besitzer, fast alles Juden. Kein preisendes Wort, keine einladende Gebärde zeigten den Wunsch, den Käufer anzulocken. Ein merkwürdiger Gegensatz zu dem lärmfüllten Treiben, den lauten, eindringlichen Farben der Häuser, der goldgelben Zwiebelstämme und bunten Tonwaren, die Bilder des Südens in Erinnerung aufsteigen ließen.

Später führte uns der Weg zu der berühmten hochragenden Burg, die heute nur noch eine Ruine ist. In sternklarer Nacht standen wir auf ihren Trümmern. In übermütiger Stimmung waren wir lachend und scherzend über Steine und Geröll gekrabbelt, plötzlich aber wurden wir still und ernst. Leuchtschauer stiegen, mit breit ausladenden Schein erhellten sie den Horizont, hier und dort. Eine weißschwungene Linie zeichneten sie in das Dunkel des Firmamentes. Leuchtraketen der Russen — unserer Truppen, blitzende Augen, die den Feind beobachteten. Wieder hatte uns der Saum des Krieges gestreift — uns Frauen hinter der Front.

(Zensiert Berlin.)

Emma Stropp.



Trommelfeuer.

Ein Blitzen, ein Krachen, ein Bersten, Zersplitzen,
Urwälder splintern, noch ragen die Spitzen,
Da reißt durch die rauchgeschwadete Luft
Schon wieder ein Heulen, es dehnt sich die Kluft
Und Stämme und Splitter und Steinbrocken schwirren,
Und Stahlkeile saufen und zischen und irren.
Die Sterne verprasseln, ein Donner kracht.
Schwarz dehnt sich die dampfende, zuckende Nacht.
Dunpff donnern die Hämmer, wie farblose Eken
— Durchflatternd den Dampf — die Hände packen,
Unsichtbare Hände und reißen sie wild,
Daß es flattert und knattert und gellend brüllt,
Die Nacht ist von raunenden Saiten erfüllt,
Die saufen und brummen und summen und beben,
Da sind keine Menschen, da fiebert das Leben
Von schwarzen Gestalten, da fiebert die Nacht,
In Baumstümpfen hängt sie, ihr Wahnsinn lacht
Und kreischt in die brummenden, summenden Saiten,
Da ist kein Aufschrei'n, da sind keine Leiden

Zwischen Schwärze und Kälte. Die Sterne brechen
Aus nächtlichen Kronen, und zischend verlöschen
Die Funkenzyklen in Sümpfen ersticht.
Die Erde duckt tonlos von Strahlen umzücht,
Rot kafft ihr Schoß, Blutschäume spritzen,
Der Mond stürzt hinein und verpufft unter Blitzen,
Die Finsternis hat ihren Sieg jetzt erreicht,
Kein Leben zuckt mehr, und atemlos schweigt
Und verschluckt und verschwindet mit grauer Gebärde
Den blutigen Aufschrei die fiebernde Erde,
Und jetzt noch halten, aushalten die Nacht,
Bald ist ja der berstende Weg vollbracht;
Vielleicht dann aus lautlosen Wolkenderlecken
Blüht die totkalte Sonne mit hektischen Flecken,
Und wird sich dem brodelnden Chaos entwinden.
Da wird sie des Lebens Wetterstrahl zünden,
Steil bäumt sich ein Grausen — bald ist es vollbracht,
Nur halten, aushalten die hämmernde Nacht.

Curt Saemann, Wiesbaden,
3. St. im Felde.



Neue Dokumente aus Schillers Leben.

(Nachdruck verboten.)

Der feinsinnige Kulturphilosoph und -Historiker Alexander von Gleichen-Rustwurm, der Urenkel Schillers, darf gewiß als der berufenste Mann gelten, uns ein Lebensbild seines großen Ahnherrn zu schenken. Ist doch der früh Verwaiste von Schillers Tochter, seiner Großmutter Emilie von Gleichen, in innigstem Zusammenhang mit der Sphäre ihres Vaterhauses aufgezogen worden,

hat durch ihre Erzählungen eine unerfetzliche mündliche Tradition in treuer Erinnerung bewahrt und lebt noch heute auf seinem Schloß Greifenstein unter den Gegenständen und Bildern aus der klassischen Zeit, die des Dichters letzte Nachkommen zu dem an wichtigen Reliquien reichen Schiller-Museum vereinigt haben. So hat er mehr als jeder andere Deutsche unserer Tage Schillers Wesen und

Werk erlebt und durch eine selten reiche Bildung im höchsten Sinne erworben, was er von seinen Vätern ererbt, um es zu besitzen. Das gibt seinem im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart erschienenen Buch „Schiller, die Geschichte seines Lebens“ den unvergleichlichen Klang persönlicher Wärme und tiefsten Verstehens, und so wird diese schöne, den ganzen Stoff souverän beherrschende Darstellung selbst zum Kunstwerk, zu einem Bekenntnis voll innerlichsten Gefühls. Der Verfasser konnte dem Werk eine Reihe ungedruckter Zeugnisse aus seinem Familienarchiv einfügen, die neues Licht auf Schillers Leben werfen und von denen wir die wichtigsten hier mittheilen.

Ein Bericht über die Uraufführung der Räuber.

Die berühmte Uraufführung der Räuber in Mannheim am 13. Januar 1782, die Dalberg veranstaltete, wurde durch den ungeheuren Jubel, den sie auslöste, zu einem Markstein der deutschen Geistesgeschichte. Die Szenen der Begeisterung, die sie entfesselte, sind öfters geschildert worden, nirgends aber so ausführlich und genau wie in einem bisher unveröffentlichten Bericht. Es heißt da: „Ich habe noch nie ein Theaterpublikum in solcher Erregung gesehen. Es ist unglaublich, was die Menge von neuen Gedanken, die keiner sogleich in seinem Kopfe unterzubringen wußte, für eine Wirkung gehabt hat. In den Logen hielten sich die Zuschauer ziemlich ruhig, ich hatte das Gefühl, eingeschüchterte Menschen in meiner Nähe zu haben, die mit einem Male leibhaftig vor sich sahen, was ihnen einsame Stunden, den Rousseau in der Hand, sans peur vorgegaukelt hatten. Wir saßen eng und sehr unbequem, waren aber so gespannt, daß fünf lange Stunden sans fatigue vergangen waren, als ein Jubel ausbrach, wie ich ihn bis dato in einer deutschen Stadt nicht für möglich gehalten habe. Was ich im Théâtre zwischen Piccinisten und Gluckisten in Paris erlebt, war nichts dagegen. Ein solcher Enthusiasmus ist beispiellos. Der Verfasser soll zu dem Württembergischen Militär gehören, sagte mir Baron de Dalberg, dem ich nur in Eile meinen Respekt vermeldete; er schien sehr, en grâce und war überglücklich, daß ihm das Wagstück mit der Tragödie gelungen. Gemmingen vertraute mir, son excellence wären der Sache nicht ganz sicher gewesen. Jetzt war er ausnehmend heiter, fragte mich, was denken Sie von diesen deutschen Originalen, ging aber, von einem Lafai abberufen, ohne meine Antwort zu erwarten. Da sagte ich zu Gemmingen, das neue Drama ist, dünkt mich, gerade das, was unseren Tagen sowohl als dem Genie unseres jungen Anflugs vorzüglich angemessen ist . . .“

W. von Humboldt über Schiller und Charlotte von Kalb.

Aber die für Schillers Entwicklung so wichtige Beziehung zu der genialen Frau von Kalb hat sich Wilhelm von Humboldt in späterer Zeit in einem Briefe an Emilie von Gleichen-Rufswurm in bedeutamer Weise ausgesprochen. „Wir stehen noch in Ihres Vaters Sturm- und Drangperiode,“ heißt es in dem bisher ungedruckten Schreiben; „wie solche ja alle Gemüther, die das Gewöhnliche um eines vollen Scheitels Höhe überragen, durchgemacht haben. Die Schranken des Konventionellen, das Geziemende, wie wir das Hergebrachte nennen, wurde von Schiller und Frau von Kalb durchbrochen. Ihr Verhältnis gewann dadurch an Leidenschaftlichkeit, sodas nicht form der Form, sondern unvermittelt durch die Form Seele der Seele gegenübertrat. Für mich ist ein solcher Zustand, wie er zwischen Ihrem Vater und seiner Freundin herrschte, aber keine in sich vereinzelt Erscheinung, sondern der höchste Ausdruck jener Richtung, welche die in ihrer Entwicklung fortschreitende Menschheit des vorigen Jahrhunderts annahm, indem sie mit unkräftiger Frische darin drängte, die Natur in ihre alten Rechte einzusetzen.“

Aus Schillers „Zirkel“ in Jena.

Ein amüßantes und farbiges Bild von dem Gesellschaftskreise, den Schiller als junger Ehemann um sich versammelte, entwirft eine Jugendfreundin Lottes, Friederike von Gleichen, in einem unveröffentlichten Brief an ihren Mann: „Schiller habe ich heiter und besser aussehend angetroffen, welches mich um so mehr erfreut, als es gegen meine Erwartung war. Es ist merkwürdig, daß manche Leute es nicht fertig bringen, mit ihm in ein Gespräch zu kommen und dann sein Haus ungehalten verlassen. Ein junger Philosoph — ich glaube, er heißt Schelling und ist Professor an der Universität — sagte mir, daß er lieber eine Seite von Schiller lese, als eine Stunde sich von ihm mündlich belehren zu lassen. Fichtes kurze, dicke Gestalt wälzte sich zu meinem Erstaunen ins Zimmer. Ich dachte, sie wären wegen der Horen auseinander gekommen. Er sah komisch aus, das Haar fällt ihm bis auf die Schultern herab, wo es glatt abgeschnitten ist. Er spricht gut, hat etwas Herausforderndes an sich mit seiner großen Adlernase. Mitten in der belebtesten Unterhaltung sprang er plötzlich auf, sich noch einen Louisd'or zu erschreiben und ging. Nichts Grelles habe ich sehen können als Fichte und Woltmann nebeneinander, der eine wie ein Chiffonnier, der andere in mohrfarbenem zierlichem Rock, in der Weste von blauem Atlas mit blühend weißer Wäsche und schwarzseidenen Unterleidern. Goethe in einem braunroten Überrock saß mit Schiller auf dem Kanape im Schreibzimmer. Du kannst dir denken, wie vieles da verhandelt, besprochen und belacht wird. Wer beim Whist gerade paßt, geht trotz des Tabakqualms zu ihnen hinein. Ich habe die beiden noch nie so in ihrer Assiette gesehen wie hier, Goethe weniger förmlich und steif als in Weimar, Schiller schön durch den unglaublichen Reichtum seiner Ideen. Es war mir sehr merkwürdig, an diesem Tische zu sitzen. Auf meine Frage, wie weit er mit seinem neuen Trauerspiel, welches das Thema des Gesprächs ausmachte, gekommen sei, versicherte er, daß er zur Vollendung nur die Frühlingssonne erwartete. Humboldt und Goethe munterten ihn auf . . .“

Schillers Lotte über den Leipziger Triumph.

Eine der großartigsten Ehrungen, die Schiller bei seinen Lebzeiten zuteil geworden ist, war der Empfang, den ihm das Leipziger Publikum bei der Aufführung der Jungfrau von Orleans bereitetete. Eine erregende Schilderung dieses denkwürdigen Ereignisses bietet Schillers Frau in einem unveröffentlichten Brief an seine Schwester Christophine Reinwald: „Der Tag war glühend heiß und wir fürchteten schon, daß niemand ins Theater käme und die Schauspieler schlecht spielen würden. Aber es war zum Erdrücken voll und eine Hitze, daß mir fast schlecht wurde. Kaum sank nach dem ersten Akt der Vorhang, da erscholl im Publikum ein tausendstimmiges „Es lebe Friedrich Schiller!“ und in den Jubelruf wirbelten die Pauken und Trompeten des Theaterorchesters. Schiller war ergriffen, er dankte mit einer Verbeugung von der Loge aus. Uns standen die hellen Tränen in den Augen. Als wir nach der Vorstellung, die recht befriedigend war, aus dem Hause kamen, stand der weite Platz vom Schauspielhaus bis zum Kanstädter Tor voll Menschen. Schiller trat hinaus, der kleine Karl, der Angst vor den vielen Leuten hatte und vor den Fackeln, die da und dort aufleuchteten, klammerte sich an den Mantel seines Vaters. Wir Frauen hielten uns zurück, um verborgen nach unseren Portefolien zu kommen. Im Au bildete sich eine Gasse, einige Männer schrien „Hut ab, da kommt er!“ Alle Häupter entblößten sich und so schritt der Dichter wie ein König durch die Reihen seiner Bewunderer. Ich sah Leute, die ihre Kinder emporhielten und auf Schiller deuteten. Es war erhebend. Ich habe im Bett noch lange vor Rührung geweint.“

Wie's war.

Ein Tatbestand in drei Beleuchtungen

von **Bermann Wagner.**

(Nachdruck verboten.)

Der Hefstige.

„Wie's war?“
Der Hefstige setzt mit einem großen Krach die Faust auf den Tisch nieder, so daß die Gläser klirrend zusammenfahren und ein dünner Registrator sich vor Schreck verschluckt, ins Husten kommt und nahe daran ist, zu ersticken.

„So war's,“ sagt der Hefstige, indem er mit angriffs-lustiger Geste die Fäuste ballt, um sie seinen Zuhörern vor die Nase zu halten, „genau so! Wir sind darauf los marschiert wie die Teufel! Durch Dreck, Pfützen, Sand und Schnee. Immer weiter. Wir waren wie losgeschossene Granaten, und wo wir einschlugen, da gab's nur Löcher! Wir ließen dem Feinde niemals Ruh. Sie wissen ja: nur immer feste druff! Das haben wir besorgt. Aber feste! Und nicht zu knapp! Angst? fragen Sie. Wie wollen Sie denn Angst fühlen, wenn Sie gar keine Zeit dazu haben, Mann? Angst! Gehen Sie mal hin und beteiligen Sie sich gefälligst an einem Sturmangriff! Ehe Sie dazu kommen, darüber nachzudenken, daß es um ihr geschätztes Leben geht, stehen Sie schon inmitten einer Hölle von Feuer, das Sie anzischt wie ein Vesuv, der sich extra für Sie privat bemüht hat! Da werden Sie einfach wild, Mann. Und Sie hauen und stechen solange um sich, bis Sie entweder daliegen oder nicht daliegen. Der letztere Fall ist angenehmer, wissen Sie! Und wie's ist, wenn man verwundet wird? Frage! Unangenehm natürlich. Eklig. Aber manchmal tut's gar nicht weh. Sehen Sie, ich erhielt meine Kugel hier bei der Nase hinein und hier am Kiefer wieder heraus. Es war wie eine Ohrfeige, und ich fiel platt hin. Aber ich stand vorsichtig wieder auf, als das Feuer nachgelassen hatte, wickelte eine saubere Unterhose um mein Gesicht und kroch langsam zurück. Und jetzt bin ich da, zum Donnerwetter! Sie sehen also, nicht alle bringt es um!“

Der Hefstige hat die geballten Fäuste wieder eingezogen, und der dünne Registrator kann wieder wagen, zu atmen.

„Prost!“ sagt einer der Zuhörer.

Und alle heben die Gläser, trinken und setzen die Gläser befriedigt wieder auf den Tisch zurück.

Der dünne Registrator aber wischt sich den Mund, räuspert sich und meint:

„Alles, was wahr ist — aber so etwas möcht' ich auch einmal erleben!“

Der Geruhfame.

„Wie's war?“

Der Geruhfame nimmt mit der linken Hand die Brille von der Nase, puht sie umständlich und mühsam, schneuzt sich dann, streicht sich den Schnurrbart und scheint nachzudenken.

Man sieht es ihm an, daß es ihm durchaus nicht eilt. Die Zuhörer rücken unruhig auf ihren Stühlen, sind sehr begierig, näheres zu hören, und endlich wiederholt einer von ihnen die Frage:

„Ja, bitte, sagen Sie uns, wie's war?“

Daraufhin nimmt der Geruhfame erst noch mal einen stärkenden Trunk.

Das wird ihm nicht so leicht, wie es vielleicht scheinen mag, denn sein Kopf ist bis tief ins Gesicht hinein mit einem Verband umwickelt, außerdem trägt er die rechte Hand in einer Binde und mit seinem linken Bein ist es ebenfalls nicht ganz in Ordnung.

Offenbar hat er in der Front draußen etwas ganz Gehöriges abgefragt.

„Also, wie's war . . .“ sagt er sehr bedächtig.

„Ja, wie's war,“ wiederholt gespannt die gesamte Runde.

Der Geruhfame denkt abermals nach, nimmt dann mit der einen Hand, die ihm zur Verfügung steht, eine Zigarette aus der Tasche, setzt sie in Brand, macht einen tiefen Zug und genießt den Rauch.

Und er genießt ihn lange.

Er ist offenbar ein leidenschaftlicher Raucher, der gute Zigaretten hat, und überhaupt ein Mensch, der weiß, daß es beim Genießen vor allem auf Bedachtsamkeit ankommt. Schließlich aber scheint es ihm doch nötig, etwas zu sagen, da er die Augen aller so erwartungsvoll auf sich gerichtet sieht.

Und so drückt er denn das, was zu sagen ist, bedacht und geruhfame in einem einzigen Satze aus, hinter den er freilich einen Schlüsselpunkt setzt, der so dick und unumstößlich ist wie seine Geruhfameit selber.

„Es war,“ sagt er und wiegt den arg verbundenen Kopf, „es war nicht so schlimm . . .“

Die Zuhörer sehen sich gegenseitig betroffen an. Nicht so schlimm?

Und ihre Blicke wandern zu dem Geruhfamen hinüber, dessen Kopf ein einziges weißes Bündel scheint, dessen rechte Hand in einer Binde liegt und der, wenn er auf der Straße geht, dies nicht ohne Mühe tun kann.

Und schon will einer von ihnen fragen:

„Erlauben Sie, nicht so schlimm? Wieso?“

Aber er unterläßt die Frage, als er sieht, mit welchem Behagen der Geruhfame eine neue Zigarette in Brand setzt. Und er schämt sich ein ganz klein wenig seiner eigenen gesunden Glieder . . .

Der Lustige.

„Wie's war?“

Man sieht in ein rosiges Gesicht, das man sich gar nicht anders vorstellen kann als lachend, und man hat sofort das Gefühl, daß es nicht ohne Lustigkeit gewesen sein könne.

Aber dann erschrickt man.

Man erinnert sich, daß ihm ein Arm fehlt, und man schämt sich, auch nur einen Augenblick dergleichen gedacht zu haben.

Und man sagt:

„Gott, es muß fürchterlich gewesen sein, nicht wahr?“

Er aber lacht übers ganze Gesicht und antwortet:

„Fürchterlich? Na ja. Aber wissen Sie, es war auch lustig. Ja, lustig — Donnerwetter!“

Da atmet man auf und ist innerlich froh, sich keiner Taktlosigkeit schuldig gemacht zu haben.

Und ganz schüchtern weist man auf seinen fehlenden Arm hin.

„Aber das da, das war doch nicht lustig?“ sagt man diskret.

„Das nicht,“ antwortet er unbefangen und trocken, „nein, das sicher nicht. Und vieles andere auch nicht, natürlicher Weise. Aber die Hauptsache war doch immer, daß man seinen Humor nicht verloren hat, die gute Laune!“

Und er sträubt sich nun nicht lange, sondern ist im Gegenteil erfreut, erzählen zu können.

Man hört zu und das Herz geht einem auf bei diesen Worten eines Menschen, der in solchem Maße ein Mann gewesen ist, daß es keiner Widerwärtigkeit und keiner Entsetzlichkeit gelingen konnte, ihm seine Überlegenheit zu rauben.

Und man kommt mit einem Male dahinter, daß er gar nicht lustig ist, wie es im ersten Augenblick wohl scheinen konnte, daß den Inhalt seines Wesens vielmehr eine mannhafte Sicherheit und Stärke bilden, die durch viele Feuer gegangen sind und die nunmehr weiter nichts erschrecken kann.

Und man rückt, nur unter dem Eindruck dieses einfachen Soldaten, der gar nichts Heldisches an sich

hat, in seinem Empfinden ganz von selbst und ganz unwillkürlich um einige Standpunkte höher, so hoch, daß man erkennt, daß das Leben mit nur einem Arm unter Umständen kein verlorenes sein müsse, sondern im Gegenteil auch ein gewonnenes sein könne, ein neues, besseres.

Bei diesem Mann hier ist's der Fall.

Und man hat Grund, ihn zu beneiden.

Die Kokosmatte.

Novellette von M. Walter.

(Nachdruck verboten)

Alles war neu in Giovanni's Wohnung: die Möbel, Teppiche, Vorhänge. Ich, die Kokosmatte, war der letzte Gegenstand, den der Diener hereinbrachte. Und dann kam Giovanni mit seiner jungen Frau, die er eben geheiratet und für die er das kostige Nestchen eingerichtet hatte. Er war ein schöner, stattlicher Mann, ein echter Sohn der Sierra, mit Augen schwarz und glänzend wie Kohlen. Jeder Nerv an ihm war Temperament.

Und neben ihm schritt die zarte Elfengestalt seines Weibes mit sonnigen blauen Augen und goldschimmerndem Haar. Sie glich einer Vision vom nordischen Gestade. Als sie den zierlichen Fuß auf mich setzte, durchrieselte mich ein Wonneshauer. Was mußte erst Giovanni empfinden, der dieses Füßchen bewundern, diese Fee in seinen Armen halten durfte!

Das Leben einer Kokosmatte ist sehr einförmig. Ich vertrieb mir die Zeit damit, den Charakter der Menschen, die über mich hinwegschritten, nach ihrem Fuß zu studieren. Man lernt da mancherlei.

Eines Abends ging Giovanni aus — zum erstenmal allein. „Addio, mein Lieb!“ sagte er, an der offenen Tür stehen bleibend. „Ich wäre lieber bei dir geblieben, aber Petro ist mein bester Freund, und wir haben uns so lange nicht gesehen. In einer Stunde bin ich wieder da.“

Aus der einen Stunde wurden drei. Das wiederholte sich bald und der Stunden wurden immer mehr. Die Elfe ließ das Köpfchen hängen; ich bemerkte sogar, daß der Sonnenglanz aus ihren Augen gewichen war, daß die Rosen auf ihren Wangen nicht mehr blühten. Arme, kleine Elfe! — — —

Giovanni treibt es ärger als zuvor, aber die Elfe langweilt sich nicht mehr. Während ihr Gatte fort ist, kommt — ein anderer. Ich hasse diesen andern! Wenn er über mich wegschreitet mit seinem kagenartig schleichenden Schritt, schüttle ich mich vor Widerwillen. Er hat etwas Tigerähnliches in seinem Blick und einen grausamen Zug um den Mund.

„Vampir!“ möchte ich ihm zurufen, „wie darfst du es wagen, hier einzutreten!“ Aber eine Kokosmatte ist stumm. — — —

Heute ist der schreckliche Mensch auf mir stehen geblieben — eine wahre Tortur für mich! Der Mond fiel hell auf sein Gesicht. So muß der Herr der Hölle aussehen! Mir graute vor ihm.

„Bald habe ich sie gewonnen,“ murmelte er vor sich hin, „und ist sie erst mein — —“ Er lachte höhnisch auf — ein teuflisches Lachen. Dann ging er weiter.

Gott behüte die kleine Elfe! — — —

Mir ist so bang zumute; mich ersticht der Zorn gegen diesen Schurken. Er ist ein Dieb, der ausgeht, zu stehlen — nicht elendes Gold oder Silber, sondern die kostbare Seele eines Menschen, die fleckenlose Ehre eines Weibes. O, daß ich ihn erwürgen könnte! Ich sehe etwas Weißes auf mir glitzern: es ist Schnee, der Abdruck seines Fußes. Ich will diese Spur des Verhafteten abschütteln; doch dann besinne ich mich und halte sie fest. Ah, da kommt Gio-

vanni! Hell spiegelt sich der Mond in dem Schnee, der auf mir liegt. Gottlob! Giovanni hat die Spur bemerkt. „Was ist das?“ murmelt er, stutzt und bückt sich nieder. „Wer war bei ihr?“ Ah — sein Fuß, Petros! Ich täusche mich nicht; niemand hat solch langen, schmalen Fuß.“ Er springt empor, reißt die Tür auf, die er zu schließen vergißt, und stürmt ins Zimmer. Durch die offene Tür kann ich alles sehen, alles hören.

Die Elfe sitzt in einem lichtblauen Gewand am Fenster.

„Marga,“ ruft Giovanni mit finsterner Miene, „leugne nicht! Petro war bei dir!“

Sie wendet langsam den Kopf. „Ja,“ sagt sie ruhig, „er war hier.“

„Der Verräter!“ braust Giovanni auf. „Er nennt sich mein Freund und stiehlt mir mein Weib!“

Sie richtet sich stolz in die Höhe.

„Doch nur, wenn du es dir stehlen läßt. Dein Freund kam, weil du immer fern von mir warst.“

„Woher wußte er das?“

„Die Freunde der Männer wissen stets, wenn diese ihre Frauen vernachlässigen,“ erwidert sie, die Augen ernst auf ihn gerichtet. Wie schön sie aussteht, die lichte Elfengestalt, umflossen von den Silberstrahlen des Mondes, der neugierig durch die Scheiben lugt.

Ich könnte sie ewig anschauen!

Sie ist ins Nebenzimmer gegangen und Giovanni hat sich in einen Sessel geworfen. So sitzt er stundenlang, schweigend, grübelnd. Ich aber träume von der schönsten und — flügsten Frau — von Marga. — —

Heute sind sie zusammen auf einen Ball gegangen, und als sie heimkehrten, habe ich etwas Wunderbares erlebt.

Im Salon brannten alle Flammen, die Tür war offen, und wieder konnte ich alles sehen, alles hören.

Marga stand unter dem Kronleuchter, schön wie ein Märchentraum. Das Licht brach sich in tausendfach aufzuckenden Farben in ihrem kostbaren Geschmeide, flutete über ihr schimmerndes Haar, ihren weißen Nacken, spiegelte sich in ihren leuchtenden Augen.

Giovanni betrachtete sie in stummer Bewunderung; er trank ihre Schönheit. Die Eifersucht hatte ihn sehend gemacht.

„Marga, du meine Elfenkönigin!“ rief er aus, und sie schlang die Arme um ihn. Dann fragte sie lächelnd: „Sprich, Giovanni, wer verriet dir, daß dein falscher Freund hierherkam? Ich wunderte mich, daß du es nicht früher gemerkt hättest.“

Für einer Sekunde Dauer überschattete sich seine Stirn. „Wer es mir verriet?“ erwiderte er, „der Schnee und die Kokosmatte vor der Tür. Ich fand die Spur seines Fußes auf ihr. Dadurch erfuhr ich es.“

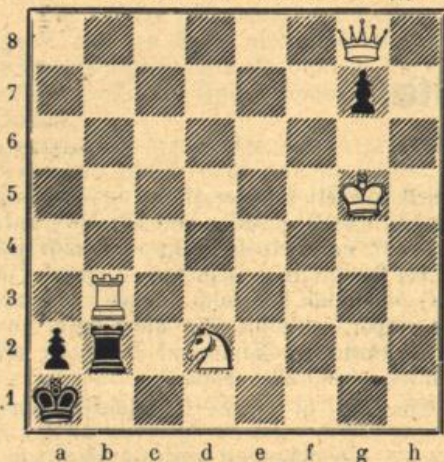
„Du gute, kleine Matte!“ rief Marga mir zu, und dabei spendete sie mir einen ihrer strahlenden Sonnenblicke. An dieser Erinnerung werde ich zehren mein Leben lang.

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Redigiert von H. Diefenbach.

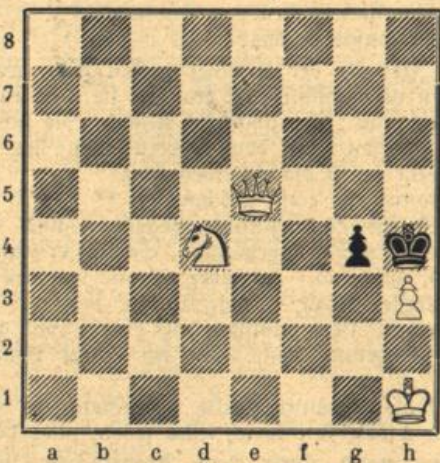
19. Dr. Hermann Rübesamen (†).



Matt in 3 Zügen.

Der berühmte Problemkomponist ist vor einiger Zeit auf dem Felde der Ehre gefallen. Das aus einer Münchener Zeitung wiedergegebene Problem ist ein wahres Meisterstück, vermutlich eines der letzten Erzeugnisse des Verfassers.

20. Franz Dubbe, Rostock.



Matt in 2 Zügen.

9. Partie.

Die folgende Partie wurde in Budapest gespielt.

Weiß: K. Havasi. Schwarz: Breyer.

- | | | | |
|-------------------------|---------------------|------------|---------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 15. Tf1—e1 | 0—0—0 |
| 2. Sg1—f3 | d7—d6 | 16. c2—c3 | Sg8—f6 |
| 3. d2—d4 | Sb8—d7 | 17. b2—b4 | g5—g4 |
| 4. Lf1—c4 | c7—c6 | 18. Ta1—b1 | Le7—d6 |
| 5. 0—0 | Lf8—e7 | 19. Dd1—a4 | f4—f3 |
| 6. Sb1—c3 | Dd8—c7 | 20. g2—g3 | h6—h5 |
| 7. Lc1—e3 | h7—h6 | 21. b4—b5 | h5—h4 |
| 8. Sf3—d2 | g7—g5 ¹⁾ | 22. b5×c6 | h4×g3 |
| 9. Sc3—e2 ²⁾ | Sd7—f8 | 23. h2×g3 | Ld6×g3 |
| 10. Se2—g3 | Sf8—g6 | 24. Tb1×b7 | Lg3×f2† |
| 11. Sg3—f5 | d6—d5 | 25. Kg1×f2 | Dc7—h2† |
| 12. Lc4—d3 | Lc8×f5 | 26. Kf2—e3 | Dh2—h6† |
| 13. e4×f5 | Sg6—f4 | 27. Ke3—f2 | Dh6×d2† |
| 14. Lc1×f4 | e5—f4 | 28. Te1—e2 | Sf6—e4† |

Aufgegeben.

¹⁾ Damit verhindert Schwarz z f2—f4 und bereitet Angriff gegen den König vor. — ²⁾ b2—b4 nebst baldigem b4—b5 war besser.

Auflösungen.

- Nr. 15. J. Wainwright. 1. Th5, g×h6, 2. h4; 1. . . . , g6, 2. T×g5.
Nr. 16. F. Sackmann. 1. Lg1, ♞, 2. Kg3.
Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., R. St. und A. Dl. in Wiesbaden und K. Schwartz in Fulda.

Rösselsprungrätsel.

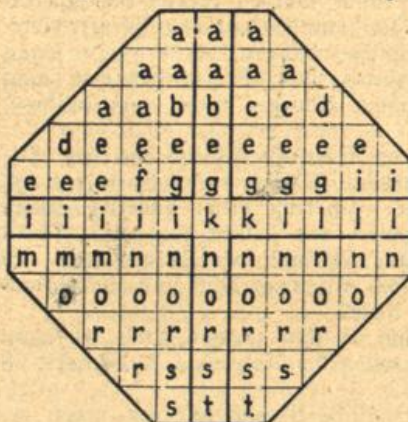


Worträtsel.

Das erste Wort trägt mit Blitzesschnelle Mitteilungen über die Erde. Schneide ihm den Kopf ab und du erhältst einen biblischen Namen. Stellt du nun die Buchstaben um, so entsteht eine aus der Geschichte bekannte Insel.

Buchstaben-Achteck.

Die Buchstaben in dem Achteck sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten:



1. Himmelsrichtung,
2. Göttin, 3. Amerikanischer Strom, 4. Deutscher Dichter,
5. Afrikanisch. Land, 6. Heldengedicht, 7. Schwedisch. Gebirgsland, 8. Italienisches Schlachtfeld, 9. Ital. Stadt, 10. Siegesvogel, 11. Raumbzeichnung.

Die mittelste Senkrechte lautet dann gleich der mittelsten Wagerechten.

Wechselrätsel.

Die nachstehenden Wörter sind durch Umändern der Anfangsbuchstaben in neue Wörter umzuwandeln, deren Anfangsbuchstaben eine deutsche Stadt ergeben:

Sattel — Dose — Iller — Wage
Name — Adam — Vase.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 9.

Bilderrätsel: Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. — **Silbenrätsel:** Deborah, Irene, Erde, Vater, Lauch, Athene, Maßstab, Ilmenau, Süden, Chirurg. Die vlamische Erhebung. — **Kastenrätsel:** Iran, Remo, Amor, Nora; Karthago, Hannibal. — **Homonym:** Mücke.